Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 16 (1940-1941)

Heft: 24

Artikel: Vom "Invaliden" von einst zum Kriegsverletzten von heute

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-712031

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Demnach erhalten Betriebsleiter auf ein spezielles Gesuch hin nunmehr ebenfalls eine zusätzliche Entschädigung. Die Ansätze und Bedingungen sind die gleichen, wie für die zusätzliche Lohnausfallentschädigung.

Die bisherigen Höchstgrenzen für die Verdienstausfallentschädigung von Fr. 7.— in ländlichen, Fr. 8.50 in halbstädtischen und Fr. 10.— in städtischen Verhältnissen bleiben jedoch unverändert.

*

Diese neuen Vorschriften treten mit Wirkung ab *1. Januar 1941* in Kraft. Sämtliche Haushaltentschädigungen sind in Anpassung an diese Vorschriften neu festzusetzen. In jedem Fall, wo sich eine Aenderung in der Höhe der Entschädigung ergibt, ist ein neuer Meldeschein auszufüllen. Die bisher ausgerichteten zusätzlichen Lohnausfallentschädigungen sind einer Revision zu unterziehen.

Gewerbetreibende, die Anspruch auf eine zusätzliche Verdienstausfallentschädigung erheben, müssen ein entsprechendes Gesuch einreichen.

Die neuen Formulare Meldeschein und Gesuch um zusätzliche Entschädigung stehen bei den Kassen sowie bei den militärischen Dienststellen zur Verfügung. Für weitere Auskünfte wende man sich an die Geschäftsstellen der Kassen.

Vom „*Invaliden*" von einst zum Kriegsverletzten von heute

Der Militärarzt schafft neues Leben

Wenn auch die ärztliche Versorgung der Kriegsverletzten einen nie zuvor gekannten Hochstand erreicht hat, so ist es dem Arzt doch nicht in allen Fällen möglich, weitgehende Eingriffe, wie beispielsweise eine Amputation, zu vermeiden. Doch gerade hier bewährt sich in der Folge sein Können aufs schönste, dann nämlich, wenn es gilt, die entstandene Benachteiligung auszugleichen. Was hierfür heute geleistet wird, geht aus einem Gespräch mit Prof. Dr. L. Kreuz, dem ärztlichen Leiter eines der größten Militärlazarette, des Oskar-Helene-Heims in Berlin-Dahlen, hervor. — Aus dem Park des Lazaretts unter den Bäumen schallt fröhliches Lachen. Junge kräftige Gestalten in blauen Trainingsanzügen sind dort zu sehen. Und soeben werden Reitpferde, fertig gesattelt, von der Straße hereingeführt. Das ist nun wirklich erstaunlich. Reitpferde in einem Lazarett, das nur für schwere Verwundungen da ist? — Und an diesen Anblick knüpft das Gespräch mit Prof. Kreuz, dem ärztlichen Leiter des als orthopädische Universitätsklinik und Schulungsanstalt in der ganzen Welt bekannten Oskar-Helene-Heims, an. Reitpferde jawohl; auch das Reiten gehört zu den besonderen Sportübungen, durch die der Kriegsverletzte sein Körpergefühl und seine Sicherheit zurückgewinnen soll. Bein- und Armamputierte lernen reiten und gewinnen dadurch von neuem Mut und Zutrauen zum eigenen Können. Oder etwas anderes: Wer wäre früher darauf gekommen, jemanden, der ein Bein verloren hat, ausgerechnet zum Hochspringen zu ermuntern? Oder zum Kugelstoßen? Und doch zeigen diese Uebungen, die heute in keinem Heimatlazarett versäumt werden, dem Betreffenden besser als lange Erklärungen, wie er sich zu verhalten hat, um mit den veränderten Gleichgewichtsverhältnissen seines Körpers fertig zu werden. Von der starken seelischen Auswirkung zunächst noch gar nicht zu reden. — Früher dagegen ... Es ist noch gar nicht so lange her, da war der Begriff des Kriegsverletzten enge verknüpft mit dem bittern Bild des Invaliden. Der Drehorgelspieler mit dem Stelzbein und den Tapferkeitsmedaillen auf der Brust, der einarmige Bettler mit der Soldatenmütze, die er einst im Feldzug getragen hatte —, das waren Gestalten, die nicht nur in den Romanen des vorigen Jahrhunderts vorkamen. Es gab sie wirklich. Freilich waren nicht nur die sozialen Zeitverhältnisse daran schuld, auch die ärztlichen Kenntnisse auf dem Gebiet des Gliederbaues und der Wiederherstellungschirurgie steckten noch in den Kinderschuhen. Wer einen Arm verloren hatte oder ein Bein, der blieb doch mehr oder weniger ein «Krüppel», und dieses böse Wort bestimmte sein weiteres Leben. — Heute dagegen? In der Buchbinderwerkstatt des Oskar-Helene-Heims arbeitet z. B. ein schwer Armbeschädigter. Eine Hand war nicht mehr zu retten. Aber ist er nun «unbrauchbar»? Alles andere denn das! Als voll einsatzfähige Arbeitskraft steht er an der Buchpresse, verrichtet er andere Arbeiten. Aerztliche Kunst hat ihm das ermöglicht, indem sie den Unterarm zwischen den beiden parallellaufenden Armknochen Elle und Speiche spaltete, sie mit Muskelwülsten und Haut umlegte und so eine natürliche Greifzange schuf, die einer Prothese gegenüber nicht nur den Vorteil der freien Beweglichkeit, sondern auch den des Tastgefühls hat. Noch ein Beispiel; es kommt vor, daß bei Armschüssen die Nervenbahn verletzt wird, die die als Fingerstrecker bezeichneten Muskeln versorgt. Der so Verwundete verliert dadurch die Fähigkeit, die Fingerstrecker zu betätigen, d. h. die gekrümmten Finger wieder auszustrecken. Es versteht sich von selbst, daß die Hand dadurch praktisch gebrauchsunfähig wird. Aber muß sie so bleiben? Der Arzt sagt nein. Drei Möglichkeiten des Helfens gibt es. Zuerst wird er versuchen, die zerstörte Nervenleitungsbahn durch Zusammennähen wieder herzustellen. Bleibt dieser Versuch erfolglos, kann man mittels einer am Unterarm befestigten Hülse, von der Gummizüge zu den Fingern führen, eine künstliche Fingerstreckung bewerkstelligen. Der kühnste Versuch der Wiederherstellung in Fällen, wo die Nervenbahnen endgültig ausgefallen sind, besteht aber darin, eine Nervenüberpflanzung (Muskelüberpflanzung) durchzuführen. Man nimmt Muskelmasse von den erhaltenen Beugemuskeln der Handbeugergruppe und schafft damit gewissermaßen neue Fingerstrecker. Das gewaltige Anpassungsvermögen des Körpers, das auch diese Muskeln sich sozusagen «umstellen» läßt, ermöglicht den guten Erfolg dieser Operation. Schließlich noch eine. — Knieschüsse gehören seit jeher zu den «bösen» Verwundungen. Sehr häufig kommt es in der Folge zu Eiterungen, die einen Ausfall von Knochenmasse mit sich bringen und schließlich zu schweren Unterschenkelverkrümmungen in Form von O- oder X-Beinen führen können. Auch hier greift der Operateur mit einer Wiederherstellungsoperation ein, die das Bein wieder gerade richtet, und vor allem, dies ist das wichtigste, dem Fuß seine natürliche Stellung wieder gibt.

Damit der Arzt aber neues Leben schaffen kann, ist eins unentbehrlich: die Mitarbeit des Verletzten selbst. Und das ist wahrhaft erfreulich, es erleichtert den Aerzten die Arbeit und gibt ihnen immer wieder neuen Antrieb — zu sehen, wie die Soldaten, selbst die Schwerverwundeten, von dem eisernen Wunsch und Willen beseelt sind, so rasch wie möglich wieder leistungsfähig zu werden; nur in zwei Fällen von rund 150 trafen die Fürsorgeoffiziere, die Aerzte und der Unteroffizier, der

als Berufsberater im Oskar-Helene-Heim ist, auf Schwierigkeiten. Alle andern waren und sind mit wahrer Besessenheit an sich selbst tätig. Für die überwiegende Mehrzahl, bis jetzt 84 %, steht bei der Entlassung aus dem Lazarett der Arbeitsplatz schon bereit; aber auch für die Unterbringung der übrigen ist bereits vorgesorgt. — Dies bestätigt aber am besten den Hochstand der heutigen Heilkunde, daß die meisten dieser Verletzten in ihren ursprünglichen Beruf zurückkehren. Hier im Heimatlazarett sehen die neuankommenden Patienten, was man sich alles zutrauen kann. Sie sehen es an den schwer arm- und beinbeschädigten Kameraden, die trotzdem Lauf- und Wurfübungen betreiben, die springen und fangen und sich so, ohne es recht zu bemerken, ihr Körpergefühl und das Bewußtsein ihrer Leistungsfähigkeit zurückerobern. Denn gerade dieses letztere ist von ausschlaggebender Bedeutung. Daß daneben die Vielfalt der blutigen und unblutigen Operationen, sowie der medico-mechanischen und physikalischen Verfahren ebenfalls im Dienste der Sache steht, ist selbstverständlich. — Das schöne Ergebnis aber ist, daß das Bild des «Invaliden» der früheren Zeiten, als traurige Folge des Krieges, endgültig der Vergangenheit angehört.

Dr. *H. R.*

Der deutsche Fliegermeldedienst

(pe.) Am deutschen Rundfunk sprach vor kurzem der Generalinspektor der Luftwaffe, *Generalfeldmarschall Milch,* zum Thema *«Luftverteidigung und Luftschutz»*. Er betonte, daß Verluste in Kauf genommen werden müßten, wenn es auch der deutschen Luftwaffe gelungen sei, den Schwerpunkt des kriegerischen Geschehens in Feindesland zu tragen. Die englischen Flieger seien neben den deutschen schon 1918 die besten der Welt gewesen. Ihre Tüchtigkeit brachte er damit in Zusammenhang, daß sie, wie die deutschen, zum großen Teil Germanen seien. Von besonderm Interesse waren die Ausführungen Milchs über den *deutschen Fliegermeldedienst* und *die Alarmierung,* besonders im Hinblick der auch bei uns getroffenen Neuregelung. Die englischen Einflüge erfolgten fast immer bei Nacht. Erste Aufgabe der Abwehr sei die Feststellung des Standortes. Eine Vorausbestimmung des Kurses, den diese festgestellten Flugzeuge einschlagen werden, ist aus den Standortangaben nicht mit Sicherheit möglich. Solange die Flieger sich über dem Meer befinden, ist die Identifizierung der Nationalität schwierig. Von der Küste an wird durch Horchmeldungen das vermutliche Angriffsziel festzustellen versucht. Die Flugmeldeposten, die im ganzen Reich verteilt sind, geben ihre Feststellungen an den Luftschutzwarndienst weiter, der die Meldungen in sog. Luftschutzwarnzentralen verwertet. Auf den Anruf: «Höchste Luftgefahr» wird Alarm gegeben. Vorher wird die Frage, ob Alarm nötig sei, genau überlegt. Der Fliegeralarm erfolgt erst, wenn aus den Meldungen sich ein klarer Anflug des betreffenden Ortes ergibt, wobei es allerdings unmöglich ist, festzustellen, ob eine Bombardierung des Ortes gewollt ist, da neben Bombardierungsflügen auch bloße Ueberflüge, Erkundigungsflüge oder Einschüchterungsflüge (die nichts anderes als den Alarm auslösen sollen) möglich sind. Die zweite Hauptschwierigkeit besteht in der Frage der Festsetzung des Zeitpunktes der Entwarnung, wenn möglicherweise weitere Anflüge zu erwarten seien. Die Zivilbevölkerung, die im Keller auf die Entwarnung warte, habe oft den Eindruck, man habe diese vergessen. Die Entwarnung erfordere große Vorsicht und es sei besser, im Zweifelsfall etwas zuzuwarten, als in Kürze einen zweiten Alarm geben zu müssen. Die Schnelligkeit und Wendigkeit der modernen Flugzeuge erschweren die Vorausbestimmung des Kurses. Eine Alarmierung zu viel beanspruche die Nerven der Zivilbevölkerung in hohem Maße, und Nerven seien in diesem Kriege ebensowichtig wie Flugzeuge und Kanonen. Stark hervorgehoben hat der Redner die Schwierigkeiten, denen sich die Flak besonders in der Nacht gegenübersieht. Vor jeder Batterie, der es gelinge, einen Flieger abzuschießen, müsse man den Hut ziehen. Organisation, Aufgabe und Schwierigkeiten des deutschen Fliegermeldedienstes zeigen weitgehende Aehnlichkeit mit dem schweizerischen Fliegerbeobachtungs- und Meldedienst.

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(39. Fortsetzung)

In einem Vorwerk im Djebel Sarho, den 1. März ...

Es scheint mir schon unendlich lange her, seit unserm Marsch nach dem Süden und doch ist es kaum ein Vierteljahr her. Nun stecken wir in einem der einsamen Bordjs im Fels und Sand des Djebel Sarho. Einsam ist das passendste Wort für diese verlassene Gegend. Wir sind 20 Mann mit einem Sergeanten hier. Unsere Aufgabe ist es, den räuberischen Ait Aittas auf die Finger zu sehen. Tag und Nacht nichts als Wachen. Immer und ewig dasselbe. Wie sehr das einschläfert! Immer dieselbe Aussicht, nichts als Felsen, zwischen denen der Sand leise rieselt im heißen Wüstenwind. Selten, daß sich nur ein Eingeborener heranschleicht, um mit scharfen Augen alles auszukundschaften. Die Ait Aittas wissen wohl, daß auf der Zinne des weißen Forts der Wachtsoldat steht, den Finger am Abzug und daß seine Kugel das Ziel nicht verfehlt. Wer sich bei Tage sehen läßt, ist nicht gefährlich. Schlimmer sind sie, wenn sie des Nachts kommen, wenn sich der gleißende Sternenhimmel über die Wüste wölbt. Dann schleichen sie heran, lautlos wie Katzen, um Jagd zu machen auf unsere Köpfe, wenn möglich eines der Forts zu überrumpeln und die Besatzung niederzumetzeln. Darum heißt es wachsam sein, so lähmend die Gegend auch auf die Sinne wirkt. Die Nachlässigkeit eines einzelnen kann allen zum Verderben gereichen. Mit allen Listen versuchen sie den Wachtsoldaten von seiner Aufgabe abzulenken.

Als ich in einer der letzten Nächte droben stand auf der Zinne, nichts um mich als die unendliche Stille, da schaute ich ins Dunkel und hing meinen Gedanken nach. Ich sah mich daheim, im heimeligen Thurgau, wo die Wiesen zu grünen beginnen und an den Waldrändern die ersten Schneeglöcklein blühen. Etwas wie Heimweh wollte mich überkommen. Plötzlich hörte ich hinter mir ein Steinchen zur Erde fallen. Schnell beugte ich mich vor, um über die Mauer zu sehen und schon flog an meinem Kopf vorbei eine Schlinge, die, hätte der Werfer besser gezielt, mich über die Mauer gerissen hätte. Dies hätte mein und vielleicht das Ende der ganzen Besatzung bedeutet und wahrscheinlich dörrte mein Leichnam mit abgeschnittenem Kopf irgendwo draußen im Wüstensande. «Es hat nicht sollen sein», steht im Trompeter von Säckingen.

Die alten Legionäre erzählten schon oft vom Cafard, dem Wüstenheimweh und ich lachte darüber und nahm die Sache nicht ernst. Aber diese ewige Stille, die Hitze und das einerlei unseres Wachtdienstes verwirrt uns langsam die Köpfe.

Die anfängliche Fröhlichkeit unter uns ist längst erstorben. Eine unsägliche Melancholie liegt über den Gemütern, die nur manchmal von einem an Wahnsinn grenzenden Wutanfall eines einzelnen unterbrochen wird. Mancher denkt daran, zu deser-